

Der Adoptivsohn [Fortsetzung]

Autor(en): **Wyssenbach, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 30

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alles in allem beurteilt erscheinen die Grundzüge in der Auffassung der Selzacher und in ihrer Darstellung als richtig. Neue Änderungen sind zu wünschen in der Richtung der Vereinfachung und Vereinheitlichung des Textes, des musikalischen und dramatischen Teiles zur Erreichung stärkern Zusammenwirkens der drei Künste und inniger Vergliederung des Stoffes. Das gewedte, anstellige Völklein wird weiter schreiten auf der Bahn der Verbesserung und Bervollkommnung. Dafür bürgt sein angeborener Sinn für das Künstlerische und die im Laufe der Zeit erworbene Erziehung, die übrigens auch im bürgerlichen Leben vorteilhaft abstricht.

Nach Schluß der Aufführung — um dem Wegweiser bis zur Heimkunft zu folgen — ist gemächlich Zeit zum Einsteigen nach Solothurn. Verlassen des Zuges schon im Westbahnhof gibt Gelegenheit zu einem Rundgang an alten schönen Bauten vorbei, zu denen neue erstanden sind, so die in vornehm einfachem Stil gehaltene protestantische Kirche und eine die Umgebung verschönernde Naarebrücke. Vom Hauptbahnhof bis nach Bern bieten die leicht federnden Wagen der elektrischen Bahn bequeme Schluffahrt. Der geruhlsame Anblick weiter Wälder und Felder im Bucheggberg und Fraubrunnengebiet bemüht zu Nachbetrachtungen über die Spiele in Selzach.

Wer hingehet, bereut es nie; es ist eine Erinnerung fürs ganze Leben.



Passionsspiele Selzach: Der Abschied von Bethanien.

Der Adoptivsohn.

Von Ruth Wyßenbach. (Fortsetzung.)

Jahre sind vergangen. Aus dem kleinen Hänschen ist ein großer, schöner und etwas feder Gymnast geworden, der stolz seine Kappe schwenkt, wenn er Bekannte trifft. Die größte Freude an ihm hat sein Adoptivvater, Herr Lingner. Dieser Knabe hat sich so in sein Herz geschmeichelt, daß es ihm geht wie mit seiner Tochter, er kann ihm keinen Wunsch versagen.

Margot ist inzwischen Frau Doktor Hartung geworden, die nun selbst schon drei muntere Bübchen zu pflegen hat. Troßdem besucht Hans fleißig seine Vizemama, wie ihr Gatte sie oftmals geheißt, aber Hans weiß das nicht, er sieht in ihr seine ältere Schwester, die ihm stets mit gleicher Liebe und Güte entgegenkommt, obschon ihr Gatte diese Besuche weniger gern sieht.

Das ist in dieser sonst harmonischen Ehe der einzige wunde Punkt, dieser Adoptivsohn.

War es Neid, was ihm fast das Herz abtraß, war es die Habgier, die ihm vor Augen hielt, daß Margot nicht die einzige Erbin des großen Vermögens war, kurz, er haßte diesen Knaben, der sich in das Haus seiner Verwandten gedrängt, der ihm sein Recht, wie er meinte, nahm, von ganzem Herzen und er machte auch seiner Frau gegenüber keinen Hehl daraus. So kam es oft zu unliebsamen Szenen und Margot fühlte sich sehr unglücklich bei den ewigen Vorwürfen, mit denen Fritz sie überschüttete.

„Wir haben doch mehr wie genug“, antwortete die junge Frau dem Arzt, der, abgesehen von dem großen Vermögen, das seine Cousine mit in die Ehe gebracht, eine sehr schöne Praxis hatte, „und ich lasse mir von dir nicht das Leben verbittern für nichts.“

„So, ist das nichts, daß dein Vater diesen fremden Vogel ins Nest setzte, da er eigene Kinder hat“, sagte Fritz hämisch.

„Mein Vater tat sehr weise daran, denn er wollte für sein Geschäft einen Erben haben.“

Und unsere Zungen, sind die nicht auch da?“
„Aber ums Himmels willen, wer konnte denn das damals ahnen“, entgegnete Margot weinend.

Hans hatte von dem allem natürlich keine Ahnung, aber er bemerkte wohl, daß sein Schwager ihn nicht mochte, daher kam er immer nur dann, wenn dieser nicht zu Hause war. —

Wohl sah Hans das vergräunte Gesicht seiner Schwester, aber da sie ihm eine beschwichtigende Antwort gab, als er sie diesbezüglich fragte, mochte er nicht weiter in sie dringen.

Auch ihrem Vater sagte Margot nichts von ihrem häuslichen Zerwürfniß, das immer mehr überhand nahm.

„Was soll ich ihn aufregen mit diesen Dingen, die ja doch nicht mehr zu ändern sind. Hans trägt nun einmal unsern Namen und fertig“, dachte sie und trug ihre ehe-lichen Stürme still und ergeben weiter.

Als Hans das Gymnasium absolviert hatte, ging er einige Jahre nach Paris und London, um sich die nötigen Geschäftskennntnisse anzueignen.

Als sehr gereifter und erfahrener Mann kehrte er dann heim und er war jetzt die rechte Hand seines Vaters, der nun schon schwer an der Jahre Last trug.

Später übergab ihm dieser das ganze verantwortungsvolle Geschäft, dem es nur zum Stolz gereichte, einen so tüchtigen und umsichtigen jungen Chef zu haben.

Eines Tages aber schlief der alte Herr ein zur ewigen Ruhe. Groß war das Leid der beiden Kinder. Hans und Margot trauerten tief um den Entschlafenen. Fritz zwang sich zu etwas erheucheltem Leid, aber es war ihm nicht ernst damit. Viel mehr als alles andere interessierte ihn die Eröffnung des Testaments.

Der Rechtsbeistand, ein jahrelanger Freund des Hauses Lingner las dasselbe denn auch nach gegebener Frist vor. Aber es war wenig nach dem Herzen von Dr. Hartung. Wohl erhielt seine Frau Margot noch einen beträchtlichen Teil des hinterlassenen Vermögens, aber den Hauptbestandteil, sowie das Geschäft, bekam Hans Lingner.

Größere Legate gingen an die verschiedenen, gemeinnützigen Stiftungen, als da sind: Krankenhäuser, Altersheime und so weiter. Ebenso waren die langjährigen Dienstboten in hochherziger Weise bedacht worden. Keiner war vergessen. Aber auch viele Arme der Stadt erhielten Beträge.

In einem Anfälle der Wut ließ sich Doktor Hartung eines Tages hinreißen, Hans zu insultieren.

„Was ist das, was sagtest du, ich habe wohl nicht recht verstanden“, fragte Hans Lingner und der Zorn rötete seine Stirn.

„Du hast recht verstanden“, entgegnete ihm Doktor Hartung voller Hohn in der Stimme. „Ich nannte dich Dieb und Eindringling. Es ist die Wahrheit.“

„Willst du mir erklären, wie du zu solcher Anschulldigung kommst“, rief Hans, totenbleich geworden.

„Das kannst du haben, du bist...“

„Was geht hier vor?“ unterbrach ihn Margot, die erst jetzt auf die beiden Männer aufmerksam geworden, voll Angst.

„Ach nichts“, entgegnete ihr Gatte triumphierend, „ich habe nur einmal meinem Herzen Luft gemacht und den sauberen Burschen bei den Namen genannt, die ihm von Rechtswegen gebühren.“

„Willst du mir erklären, Margot“, gebot Hans ihr mit schneidendem Tone, „wie dein Mann dazu kommt, mir solche beleidigende Namen, wie Dieb und Eindringling, zu geben.“

„Nicht jetzt, Hans, später sollst du alles wissen“, sagte sie mit fast brechender Stimme.

„Du aber“, wandte sie sich an ihren Gatten, „bist der traurigste Geselle, der mir je vor Augen gekommen. Ich bereue tief und verfluche die Stunde, in der ich deine Frau wurde, denn ich bin an deiner Seite das unglücklichste Weib geworden, das man sich denken kann.“

„Margot, nicht weiter“, rief der Doktor außer sich.

„Nein, laß mich, einmal mußte das gesagt werden, und es ist gut, daß Hans das heute hört.“

„Und wer, wenn ich bitten darf, ist schuld an allem?“

„Wer? Du allein mit deiner Geldgier, die nie genug bekommt“, entgegnete Margot verächtlich.

„Ich will jetzt wissen, was das alles zu bedeuten hat“, mißachte sich Hans in das unliebsame Gespräch.

„Das kannst du leicht haben“, antwortete ihm der Doktor.

„Kein Wort weiter, sonst sollst du mich kennen lernen“, unterbrach Margot ihren Mann mit zornblickenden Augen.

„Es wird schon ein Tag kommen, wo ich dir sagen kann, wer und was du bist, vor solchem Bettelungen wird man Angst haben, pah!“

Margot riß ihren Mann mit Gewalt aus dem Zimmer, wie gebrochen kehrte sie in ihr freudloses Heim zurück. Sie wußte ja schon lange, daß Friß sie nie aus reiner Liebe geheiratet hatte, sondern daß nur gemeine Spekulation ihn dazu verführt hatte. Viel zu spät hatte sie leider seinen niederen Charakter kennen gelernt.

(Schluß folgt.)

Der Jakobstag in der Volkskunde.

Der Jakobitag hat, seit dem der Verkehr mit den Bankinstituten auf Halbjahres- oder Jahresrechnungsabschlüsse hindentiert, an Bedeutung als Termin- und Zinstag verloren. In frühern Jahren aber, als den bäuerlichen Dienstboten der Lohn nicht alle Monate ausbezahlt wurde, sondern gewöhnlich einmal im Jahre, am Jakobitag, und auf diesen Tag auch das Zinsen und Terminen verfiel, hatte der 25. Juli seine ganz besondere Bedeutung. Auf den gleichen Tag war auch in der Regel der Dienstbotenwechsel und daher war in bäuerlichen Kreisen die Redensart: „Jakobi isch e leidi Wuche“.

Heute noch hält man sich verschiedentlich an den Jakobitag. So ist es an verschiedenen Orten bräuchlich, an diesem Tag die ersten neuen Kartoffeln auf den Tisch zu bringen, oder man will auf den Jakobitag mit der Roggenernte beginnen. Auch die Lerche soll in naher Beziehung mit dem „Röbitag“ stehen, denn von diesem Tage an hört man sie selten oder sogar nicht mehr trillernd in die Luft fliegen.

In verschiedenen Gegenden der Schweiz, namentlich in der Ostschweiz, feiert man noch gerne den Jakobstag, ähnlich wie im Bernbiet den „Frixen“ oder den „Hausitag“.

In frühern Jahrhunderten war der 25. Juli ein kirchlicher und weltlicher Feiertag, an welchem nicht gearbeitet werden durfte. Im Kanton Schwyz wurde er mit Gottesdienst und Wallfahrt auf den Steinerberg und nachheriger Kilbi im Wirtshaus zu Seewen gefeiert. Die St. Jakobsbruderschaft zu Gersau feiert den 25. Juli in der Kapelle auf dem Käppelberg am Rigi mit einem Buß- und Dankfest. Im Jahre 1593 brach am 25. Juli auf mehreren Alpen des Rigi eine verheerende Seuche aus, der innerhalb weniger Tage 60 Stück Vieh zum Opfer fielen. Ein Senne eilte nach Gersau, um das Unglück zu erzählen, und berichtete dazu auch, daß man in den Wolken zwei schwarze, buschige Riesen habe aufsteigen sehen. Darauf bildeten die Sennen eine St. Jakobsbruderschaft, um zur Abwendung künftigen Unglücks den 25. Juli zu heiligen. Der heilige Jakobus, der dem Tag den Namen gegeben, war der Patron der Ausläufigen, wurde mit der Zeit auch der Schutzheilige der Sennen, vielleicht deshalb, weil er als Seuchenpatron nach der Volksmeinung auch Macht über die Viehseuchen haben mußte. Aus diesem Werdegang kommt es nicht von ungefähr, daß die meisten Aelplerfeste um den Jakobstag gefeiert werden. Die Ostschweiz kennt z. B. die Jakobschilbinnen. Sie fallen meist auf den dem Jakobstag nächstliegenden Sonntag.

Im Kanton Bern wurden im 18. Jahrhundert Jakobsfeiern zur Erinnerung an den 1712 erkochenen Sieg über die Katholiken bei Billmergen veranstaltet. Von 1713—1787 hatte nun der Jakobstag im alten Bern den Charakter eines Reformationsfestes, bei welchem Umlaß auf den Höhen Feuer angezündet wurden. In der Liturgie befand sich ein besonderes St. Jakobsgebet, das die Geistlichen zu verlesen hatten. 1787 schaffte die Berner Regierung, die den Katholiken verhaßte Feier ab. Aber im 19. Jahrhundert lebten im Bernbiet die Jakobsfeuer wieder auf, hatten nun aber den Charakter von Verfassungsfeuern. Sie wurden von den konservativen Elementen entzündet, den „Schwarzen“, während die „Weißen“, die Liberalen, ihre Feier auf den Verfassungstag, den 31. Juli, verlegten, sind doch sowohl die Verfassung von 1831 als auch diejenige von 1846 am 31. Juli vom Volke angenommen worden. Aus der Zahl der Feuer an den einzelnen Tagen machte man Schlüsse über die politische Gesinnung des Landvolkes. Erst im Jahre 1891 wurde Frieden geschlossen, als die offizielle Bundesfeier eingeführt wurde.

Von da an zündet man einheitlich in der ganzen Schweiz die Höhenfeuer am 1. August an. Einzelne Jakobsfeuer sieht man aber im Berner Oberland heute noch. Jedoch waren die alten Jakobsfeuer keine spezifische Erscheinung nur im Kanton Bern, sondern man findet sie noch in andern Gebirgsgegenden der Schweiz. Früher haben die Sennen am Jakobstag auch brennende, mit Werg umwickelte Wurfspere und Pfeile über die Felswände ins Tal geworfen oder geschossen. Wahrscheinlich als ein Zeichen, daß die Sonne ihren Höhepunkt überschritten und wieder im Niedergang begriffen sei.

M. J.

Gelübde.

So, Brüder, sei's: Dies Kleid ist auszutragen,
Das zeitgewobne, bis zum letzten Saum,
Und nichts was köstlich ist in Tat und Traum
Ist diesem Leben zu versagen.

So aus sich selber soll es sich vollenden
Und läutern sich im Feuerquell der Welt,
Daß, naht der Tod, die Beute einzupfänden,
Er nur ein Restlein Staub in Händen hält.

H. Thurow.